

BARBARA
ERSKINE



Die
Tochter
des Königs

Weltbild

Die Schicksale zweier Frauen, über die Jahrtausende untrennbar miteinander verbunden

...

In einem einsamen Cottage in Wales wird die junge Lehrerin Jess von rätselhaften Träumen heimgesucht. Sie sieht Eigon, die Tochter des Keltenkönigs, die sich auf der Flucht vor dem grausamen Prätorianer Titus befindet. Jess spürt, dass ihr eigenes Schicksal auf unheilvolle Weise mit dem der Prinzessin verknüpft ist. Eine gefährliche Reise in die Vergangenheit beginnt.

»Barbara Erskine steht für Stimmung, Atmosphäre und atemberaubende Spannung.« The Sunday Times

Barbara Erskine

Die Tochter des Königs

Roman

Aus dem Englischen von Ursula Wulfekamp

Weltbild

Die Autorin

Barbara Erskine (* 1944) hat englisch-irische Eltern, studierte in Edinburgh schottische Geschichte und lebt heute in Wales. Sie war lange Zeit für einen Schulbuchverlag tätig, bis sie sich auf das Schreiben verlegte. Viele ihrer Bücher wurden Bestseller, ihre Werke wurden in zwanzig Sprachen übersetzt. DIE HERRIN VON HAY ist Ihr bekanntester Roman.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The warrior's princess by HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Barbara Erskine

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Diana Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Ursula Wulfekamp

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-050-0

Liz Graham und Brian Taylor gewidmet – in Erinnerung an die fröhlichen Gespräche, die ich so sehr vermisse.

Prolog

In ihrem Traum stand Jess auf dem Pfad, der in den Wald führte. Die knorrigen alten Eichen und die etwas höheren stattlichen Eschen hoben sich als dunkle Silhouetten vor dem Himmel ab. Hinter ihr lag das weiß getünchte, aus Stein gebaute Bauernhaus ihrer Schwester, das der Mond in der Stille der warmen Sommernacht in ein sanftes Licht tauchte. Der süße Duft des Lavendels und Rosmarins in den Töpfen vermischte sich mit dem Geruch des wilden Thymians.

»Wo bist du?« Die Kinderstimme kam aus der Tiefe des Waldes und war in der Stille deutlich zu hören. »Spielen wir das Spiel immer noch?«

Zur Antwort rauschten die Blätter sanft in der leichten Brise.

»Hallo?« Jess trat einen Schritt vor. Von dort, wo sie stand, konnte sie den weiteren Verlauf des Pfads nicht ausmachen.

Sie bekam keine Antwort.

Jess ging weiter auf die Bäume zu. »Bist du da?« Ein Frösteln kroch über ihre Haut, sie schauderte.

Im Haus hinter ihr war es still, in den Fenstern brannte kein Licht. Vor einigen Sekunden war sie sich noch bewusst gewesen, dass dort Menschen schliefen. Ihre Schwester, Freunde ihrer Schwester. Ihre eigenen Freunde. Jetzt wusste sie in der unaufgeregten Logik ihres Traums, dass das Haus unbewohnt war. Die vorhanglosen Fenster glichen ausdruckslosen Augen, die Feuerstelle war kalt.

»Wo bist du?« Jetzt war die Kinderstimme näher. Die Angst war ihr deutlich anzuhören.

»Ich bin hier.« Sie lief noch etwas näher auf den Wald zu. »Folge meiner Stimme, komm zu mir. Ich bin hier. Auf dem Pfad!«

Jetzt hörte sie den Wind im Tal, sein leises Murmeln nahm an Kraft zu, die Zweige der Bäume wiegten sich sacht. Das Geräusch kam näher, das Flüstern wurde zu einem Brüllen. Jess spürte die Kälte im Gesicht, dann auch in ihrem Haar. Mondschaten jagten über das weite Tal und die dunklen Berge.

»Komm her, mein Herz. Du willst doch nicht im Unwetter draußen sein. Bei mir bist du in Sicherheit. Komm, wir verstecken uns im Haus!«

Ihre Stimme war zu einem Schreien angestiegen, sie schleuderte die Worte gegen das Raunen der peitschenden Äste.

Und dann, als die schwarzen Wolken das Tal herauf auf sie zurasten, sah sie das Kind im Mondlicht. Ein Mädchen mit flachsblondem Haar und einem langen Kleid, das in den dunklen Schatten farblos wirkte, ihre Füße waren bloß. Verzweifelt hielt sie die Arme vor sich ausgestreckt, die Augen in ihrem verängstigten Gesicht waren weit aufgerissen.

»Komm, mein Herz! Ich bin hier!« Jess lief ihr entgegen, jetzt war sie nur noch wenige Meter von ihr entfernt, in einer Sekunde würde sie das Kind sicher in die Arme schließen.

Für einen Moment verschwand der Mond hinter einer Wolke. Als er wieder erschien, war der Sturm verebbt, die Nacht war still. Das Mädchen war nicht mehr da.

»Jess?« Die Stimme hinter ihr war die ihrer Schwester. »Jess! Komm ins Haus. Du solltest in der Dunkelheit nicht allein draußen sein.«

Im Schlaf drehte Jess sich um und drückte das Kissen an sich. Tränen rannen ihr über die Wangen. Der Traum war bereits fort.

Kapitel 1

Die Vorhänge waren offen, Stimmen hallten durch ihren Kopf. Ein Kind, das sich verirrt hatte und weinte. Zwei Kinder. Drei ...

Eine Weile lag Jess still da und schaute verwundert auf den Sonnenstrahl, der fast unmerklich über die Wand und das Gemälde wanderte. Ihr Gemälde. Es zeigte den Wald hinter dem Haus ihrer Schwester, auf dem das Laub nach den ersten Herbstfrösten in allen Farben glühte. Da waren Magenta- und Purpurtöne, die sie nie zuvor gesehen hatte, obwohl sie das Bild doch selbst gemalt hatte. Exquisite, wunderschöne Details, schattenhafte Nuancen, die sie ohne diesen Lichtstrahl nie richtig wahrgenommen hatte. Warum nicht? Warum hatte sie es noch nicht so eingehend studiert? Warum hatte sie das Bild nicht in seiner ganzen Pracht gesehen?

Und wo waren die Kinder?

Als sie den Kopf drehte, um zum Fenster hinauszusehen, erfasste sie eine Woge von Übelkeit und Schwindel. Sie stöhnte auf, das Bild und der Traum waren vergessen. Aus der Ferne hörte sie das Dröhnen der Autos, die die Steigung hinauf zur Ampel an der Kreuzung mit der High Street fahren, dort kurz zum Halten gezwungen waren und dann weiterrauschten. Als Jess es wieder wagte, die Augen zu öffnen, war der Sonnenstrahl weitergewandert, das Bild hing wieder wie sonst im Schatten.

Mühsam richtete sie sich auf und warf einen Blick auf den Wecker auf dem Nachttisch. »Mist!« Es war Mittag. Kein Wunder, dass im Zimmer alles anders aussah. Ächzend schwang sie die Beine über die Bettkante, in ihrem Kopf drehte sich alles. Wie viel hatte sie am Abend zuvor getrunken? Mühsam stand sie auf und sah sich zufällig im Spiegel. Erschrocken starrte sie sich an. Ihr blondes, schulterlanges Haar war zerwühlt, ihre sonst klaren blaugrauen Augen waren blutunterlaufen und leicht verquollen. Ihr Blick wanderte an sich nach unten, und sie erstarrte vor Entsetzen. Die hübsche neue Bluse, die sie zur Party angezogen hatte, war zerrissen, ihr BH war unter ihre Brüste geschoben, der Rock bauschte sich um ihre Taille. Fassungslos sah sie an sich hinab, strich mit dem Finger über den lilablauen Fleck an ihrem Oberschenkel und den roten Striemen auf ihrem Bauch. An den Armen hatte sie noch mehr blaue Flecke.

»O mein Gott! Wie ist denn das passiert?«

Die Worte hingen lautlos im Raum, während sie ihr Spiegelbild anstarrte. Sie taumelte zur Schlafzimmertür, stützte sich am Rahmen ab und schaute ins Wohnzimmer. Auf dem Sofatisch standen zwei Weingläser mit Rotweinresten, die leere Flasche lag unter dem Tisch. Wer immer in der vergangenen Nacht bei ihr gewesen war, hatte keine weiteren Spuren hinterlassen, weder in der Küche noch im Bad. Die Wohnungstür war geschlossen. Mit zitternden Fingern überprüfte sie die Schlösser. Ein Einbruch war es nicht gewesen. Wer immer hier bei ihr gewesen war, hatte sich nicht gewaltsam Zutritt verschafft. Sie musste ihn selbst gebeten haben mitzukommen.

Sie war auf der Party zum Schuljahresende gewesen, daran konnte sie sich noch vage erinnern. Aber darüber hinaus an nichts. Was hatte sie dort denn getrunken? Wohin war

sie nach der Disco gegangen? Und mit wem?

Die Disco zur Feier des Schuljahresendes war schon in vollem Gang gewesen, als sie angekommen war. In der Turnhalle des Colleges funkelten kreisende Lichter, der Lärmpegel war gigantisch. Jess stand in der breiten Tür, die weit geöffnet war und die feuchte Luft der Sommernacht hereinließ, und hatte nicht die geringste Lust, hineinzugehen. Am liebsten würde sie die Hände auf die Ohren legen, kehrtmachen und davonlaufen, um nicht in die wummernde Masse schwitzender Körper treten zu müssen, die überwältigend nach billigem Parfüm, Aftershave, Tabakrauch, Marihuana, Schweiß und Alkohol stank. Die Organisatoren hatten es nicht geschafft, alle Schüler zu filzen, aber wozu auch? In der Halle wurde sowieso Alkohol ausgeschenkt, und die meisten der Gäste waren ohnehin in einem Alter, in dem sie legal trinken durften.

»Hallo, Jess!« Aus der wogenden Menge kam jemand auf sie zu. Daniel Nicolson, ihr Fachbereichsleiter, trat auf den asphaltierten Parkplatz vor der Turnhalle und warf ihr ein erschöpftes Lächeln zu. »Für solche Sachen werde ich allmählich zu alt!« Sein schrilles T-Shirt widersprach dieser Behauptung – die Party zum Schuljahresende war das eine Mal im Jahr, dass er sich ohne Anzug am College blicken ließ.

Jess lachte. »Ich bin schon immer zu alt dafür gewesen, Daniel. Du siehst richtig cool aus.« Sein kurzes mausgraues Haar war zu einer Stachelfrisur gekämmt, seine braunen Augen versteckte er hinter einer Designersonnenbrille. »Ich habe gehört, dass du der Unglücksrabe bist, der bis zum bitteren Ende ausharren muss?«

»Und die kopulierenden Kids trennen darf, genau!« Er warf einen Blick zum Himmel. »Es sei denn, ich kann jemand anderen überreden, so lange zu bleiben. Darf ich dir was zu trinken holen?« Er schob sich die Brille auf den Kopf.

Sie nickte. Der Lärm, der zur Tür herausschallte, war ohrenbetäubend, es war sinnlos, sich dagegen zu wehren. Wie es erst innen in der Halle sein würde, wollte Jess sich gar nicht ausmalen, aber sie hatte versprochen zu kommen, und sie hatte auch jemandem einen Tanz versprochen. Ashley.

Ash war ihr vielversprechendster Schüler seit vielen Jahren, der wohl in jedem Fach die beste Note bekommen würde. Sie hatte unendlich viel Zeit und Mühe in diesen jungen Jamaikaner investiert. Und jetzt sah sie ihn auch in der Ferne am Mischpult, wo er die Lautstärke noch mehr aufdrehte. Sie brauchte sich nur zu vergewissern, dass er sie tatsächlich sah, anerkennend den Daumen zu heben und mit den Achseln zu zucken zum Zeichen, dass sie nicht auf den Tanz bestand – wobei Tanzen in dem Gedränge ohnehin fast unmöglich war –, dann konnte sie wieder gehen.

Während Daniel in den Tiefen der Turnhalle verschwand, kam ein anderer Kollege zu ihr. »Hallo, Jess!« William Matthews verzog das Gesicht, sein Kommentar zum Lärm. »Dafür werden die Nachbarn uns Ärger machen.« Er deutete mit seiner halbleeren Bierflasche auf die Türen zur Turnhalle.

Sie und dieser große, gut aussehende blonde Mann waren einen Großteil der drei Jahre, die sie hier an der North Woodley Sixth Form Grade im Süden von London englische Literatur unterrichtete, ein Paar gewesen. Einen Großteil, aber jetzt nicht mehr. William war stellvertretender Fachbereichsleiter in Geschichte, unterrichtete aber auch Basketball,

Squash und Leichtathletik. In dem offenen blauen Hemd und den Jeans mit dem auffällig gravierten und beschlagenen Ledergürtel wurde er von mehr als einem jungen Mädchen mit begehrliehen Blicken bedacht.

Jess und William waren in vieler Hinsicht ein Traumpaar gewesen, aber irgendetwas hatte zwischen ihnen einfach nie gestimmt. Vielleicht war es Williams Ehrgeiz gewesen, seine Überzeugung – vermutlich geboren aus der hingebungsvollen Liebe seiner Mutter und seiner zwei jüngeren Schwestern –, dass er unwiderstehlich sei, seine Tendenz, es für selbstverständlich zu erachten, dass seine Arbeit, seine Laufbahn, seine Meinungen wichtiger waren als ihre, seine vermutlich unbeabsichtigt herablassende Einstellung zu Literatur als Beruf und zu ihrer unzweifelhaften Begabung als Aquarellistin. Das hatte sie alles immer schon gestört, und als er sie dann gefragt hatte, ob sie nicht mit ihm zusammenziehen wollte, war ihr klargeworden, dass ihr, trotz ihrer großen Liebe zu ihm, nicht nur diese vielen Kleinigkeiten auf die Nerven gingen, sondern dass sie nicht auch noch ihre Unabhängigkeit verlieren wollte. Das war der Anfang vom unschönen Ende ihrer Beziehung gewesen.

Es gab keine andere Frau, zumindest hatte sie nie von einer gehört. Nur seine Weigerung, Kompromisse zu schließen und ihre Selbstständigkeit anzuerkennen, hatte zur Trennung geführt, und das im Verlauf von gerade zwei oder drei Wochen, an deren Ende Jess wütend und verständnislos und William unglücklich und verbittert zurückgeblieben waren. Nach ihrer schmerzhaften Trennung waren sie sich aus dem Weg gegangen, so gut das im College eben möglich war – schwierig, aber durchaus machbar, wenn man sich bemühte. Und das hatten sie. Bis jetzt.

»Wie wär's, Jess? Ein Tänzchen um der alten Zeiten willen?« Er lächelte gewinnend.

Sie verzog das Gesicht. »Eher nicht, William.«

»Ach, komm schon. Um zu zeigen, dass wir uns nichts nachtragen? Dann brauchst du mich auch nie mehr zu sehen!«

»Wieso? Gehst du weg?« Jess hob fragend die Augenbrauen.

Er lachte. »Das hättest du wohl gern! Nein. Aber ich verspreche dir, dass ich dich nächstes Trimester meide wie die Pest.«

Sie widerstand dem Drang, ebenfalls zu lächeln. Das Lächeln, das er ihr jetzt wieder zuwarf, war immer schon ihr Verderben gewesen. Es war zu charmant, zu verführerisch, viel zu gewinnend. Sie musste sich dagegen wehren. »Meiden wir uns doch jetzt schon, William, ja? Und jetzt entschuldige mich, ich muss Ash begrüßen.« Sie ließ sich ihre Sehnsucht nicht anmerken, zuckte nur entschuldigend mit den Schultern und ging davon. Dann nahm sie einen letzten Atemzug frischer Luft und drängte sich in das Gewühl der Tanzenden. William sah ihr mit starrem Blick nach.

Sobald Ashley sie bemerkte, trat er vom Mischpult zurück, bedeutete seinem jüngeren Bruder Max, der auf der Bühne neben ihm stand, das Auflegen zu übernehmen, und sprang von der Bühne herunter. »Komm, tanzen wir, Jess!« Schweiß rann ihm über sein attraktives Gesicht, sein leuchtendes Hemd war klatschnass, als er lachend ihre Hände ergriff, ihre Fäuste in die Luft hob und den Griff dann löste, um mit ausladenden Hüftschwüngen vor ihr herumzuwirbeln. Sie sollte nicht lachen. Sie sollte ihn ermahnen, weil er sie mit Vornamen ansprach, aber wozu? Im Grunde war die Schule vorüber, die

Prüfungen waren geschrieben, es war eine laue Nacht, und die jungen Menschen amüsierten sich. Warum sollte sie sich nicht auch einmal gehen lassen? Sie tanzte mit Ashley, sie tanzte mit mehreren anderen Schülern und mit Brian Barker, dem Rektor des Colleges, und schließlich und endlich war sie locker genug, um auch mit William zu tanzen – es wäre ihr viel zu mühsam gewesen, ihm einen Korb zu geben. Sie trank den Obstpunsch, den Daniel ihr brachte, und dann ein zweites Glas, diesmal mit Alkohol versetzt. Sie tanzte mit Daniel und dann ein letztes Mal mit Ashley. Erst spät nachts, nach dem zweiten Besuch der Polizei, fand die Party schließlich ein Ende.

Ashley hatte vor der Turnhalle auf sie gewartet.

Danach konnte sie sich an nichts erinnern. Mit zitternden Händen machte sich Jess einen Kaffee und trank ihn langsam. Wen konnte sie eingeladen haben, zu nachtschlafender Zeit noch ein Glas Wein mit ihr zu trinken? Nach William hatte sie keine Beziehung mehr gehabt. Niemand gefiel ihr genug, zumal keiner ihrer Kollegen. Nicht jetzt. Und es war nicht ihre Art, einen Mann, den sie gerade erst kennengelernt hatte, mit nach Hause zu nehmen und mit ihm ins Bett zu gehen. Und niemand, absolut niemand aus ihrem Bekanntenkreis hätte sie derart zugerichtet und dann in dem Zustand zurückgelassen.

Sie zermarterte sich das Gehirn, während sie den Kaffee in kleinen Schlückchen trank, dann erinnerte sie sich, wie Ash von der Motorhaube eines Wagens aufs Dach gesprungen war, die Fäuste zum Himmel erhoben und den Sternen rezitiert hatte. Shakespeare. Er rezitierte Shakespeare, dieser Junge, den sie in der Schule mit so viel Einsatz unterstützt hatte, der Junge, der eine Gruppe Straßenschauspieler leitete und davon träumte, auf die angesehene Londoner Schauspielschule RADA zu gehen und ein Schauspieler im West End zu werden, seine Herkunft hinter sich zu lassen, die Kindheit ohne Vater, seine drogensüchtigen Brüder, und die stille Zuversicht seiner Mutter zu erfüllen, die an ihn glaubte. Er hatte der ganzen Welt Shakespeare rezitiert, dann war er lachend heruntergesprungen und hatte eine höfische Verbeugung vollführt. »Komm, ich bring dich nach Hause, Jess!« Jetzt hörte sie seine Stimme in ihren Ohren widerhallen.

Und dann nichts.

Von dem Moment an hatte sie keine Erinnerungen mehr. Zu Fuß war es eine halbe Stunde von der Schule zu ihrer Wohnung, aber sie konnte sich nicht entsinnen, die Hauptverkehrsstraße überquert zu haben, die auch weit nach Mitternacht noch stark befahren war, und sie hatte auch keine Erinnerung an die High Street, auf der reger Betrieb herrschte, weil in der Julihitze die Hälfte der Läden noch geöffnet hatte. Auch wusste sie nicht, ob sie zu dem kleinen Platz abgebogen war, in dessen Mitte hinter dem spitzen Geländer, über das immer Abfall geworfen wurde, verstaubte Büsche und Bäume wuchsen. Und sie konnte sich nicht erinnern, dass sie die Haustür aufgeschlossen hatte, die Treppen hinaufgegangen war und die Tür zu ihrer Wohnung geöffnet hatte, sie betreten und vermutlich ihrem Begleiter etwas zu trinken angeboten hatte.

Nein, nicht Ashley. Bitte, es darf nicht Ashley gewesen sein.

Es musste Ashley gewesen sein. Andere hatten sie gewarnt. Hatten gesagt, er könne gewalttätig werden. Hatten gesagt, er sei zu vertraulich mit ihr geworden. Aber Jess hatte die Warnungen in den Wind geschlagen. Sie wusste es besser, sie hatte sein Talent

gesehen, und sie würde sich von nichts und niemandem in ihren Hoffnungen für ihn beirren lassen.

Wenn es Ashley gewesen war, war es dann ihre Schuld? Hatte sie ihn aufgefordert, mit ihr zu schlafen? »Nein!« Das Wort brach als gequältes Flüstern aus ihr hervor. »Nein, das hätte ich nie gemacht. Nie im Leben.« Vorsichtig fuhr sie über die blauen Flecken auf ihren Armen. Wer immer die Prellungen verursacht hatte, hatte sich Jess aufgezwungen und sie festgehalten. Das hatte nichts mit Zuneigung zu tun, das war Vergewaltigung.

Sie duschte sich ausgiebig, auch wenn ihr bewusst war, dass sie das nicht tun sollte. Wenn sie wirklich vergewaltigt worden war, sollte sie zur Polizei gehen, sollte alle Beweismittel, die möglicherweise noch in ihrem Körper waren, konservieren, doch während sie sich wild mit der Körperbürste abschrubbte, wusste sie auch, dass sie sich nie dazu durchringen würde, die Demütigung einer polizeilichen Befragung über sich ergehen zu lassen. Eine ihrer Schülerinnen hatte es einmal durchmachen müssen, und Jess hatte das Mädchen in den abweisenden, unpersönlichen Raum begleitet, wo es befragt und untersucht worden war, bis man seine Behauptungen schließlich als Lüge dargestellt hatte. Bei der Erinnerung schauderte Jess. Dem würde sie sich nie freiwillig aussetzen. Niemals. Mittlerweile kochte sie vor Wut. Egal, wie viel Alkohol jemand ihr zu trinken gegeben hatte, und selbst wenn derjenige sie mit Drogen gefügig gemacht hatte: Sie würde herausfinden, wer ihr das angetan hatte, und sie würde ihn dafür büßen lassen.

Als sie dann, in ihren Bademantel gehüllt, auf der Sofakante kauerte, begann sie wieder zu zittern, während sie im Kopf zum x-ten Mal ihre Erinnerungen an den Abend durchging. Hatte sie Ash zu sich eingeladen? Immerhin hatte sie ein paarmal mit ihm getanzt. Sie hatte einen Drink angenommen, und dann noch einen. Wer hatte sie ihr gegeben? Das wusste sie nicht mehr. Sie hatte eindeutig zu viel getrunken, aber waren die Drinks zusätzlich mit etwas versetzt gewesen? Hatte sie, in welchem Zustand auch immer, in den Sex eingewilligt? Hatte es ihr gar Spaß gemacht? Ihre Hände wurden klamm, Übelkeit stieg wieder in ihr hoch, das Zimmer begann sich zu drehen.

Dann hörte sie Schritte auf der Treppe, die zu ihrer Wohnung führte. Sie schoss vom Sofa hoch, rannte zur Wohnungstür, schob den Riegel vor und hängte, vor Angst zitternd, die Sicherheitskette ein. Es war eine Angst, wie sie sie noch nie im Leben empfunden hatte. Sie ließ sich zu Boden gleiten, Tränen liefen ihr über die Wangen, sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und hüllte sich fest in ihren weißen Frotteebademantel. Draußen gingen die Schritte an ihrer Tür vorbei, ohne langsamer zu werden, und verhallten wenig später in den oberen Stockwerken.

Schließlich schlief sie ein, dort am Boden kauern, den Rücken an die Wand gelehnt.

Ein Klopfen riss sie aus dem Schlaf. Der Türknauf drehte sich. Mit angehaltenem Atem starrte Jess ihn an, ihr Magen hob sich.

»Jess, bist du da?« Es war Williams Stimme. »Jess, ist alles in Ordnung? Ich möchte mich entschuldigen wegen gestern Abend. Ich habe mich idiotisch verhalten. Es tut mir leid.« Es folgte eine lange Pause, dann seufzte er laut. »Jess? Bist du da? Was ist denn los?« Eine weitere Pause, dann ein kleines ärgerliches Seufzen. »Jess, wir sehen uns dann am Montag beim Aufräumen, ja?« Sie hörte, wie er sich von der Tür wendete, die Treppe hinunterging und die Haustür zuschlug. Dann wieder Stille.

Er hatte sich idiotisch verhalten.

Inwiefern idiotisch?

Es konnte unmöglich William gewesen sein. Sie hatten sich auch früher schon gestritten, bereits vor ihrer Trennung. Heftig sogar. Aber er würde sich ihr nie gegen ihren Willen aufzwingen. Oder doch?

War er ihr und Ash vielleicht nach Hause gefolgt? Wenn ja, dann hatte er sich womöglich Zugang zu ihrer Wohnung verschafft. Jess war überzeugt, dass er noch einen Schlüssel hatte, obwohl er beteuerte, er habe ihn zurückgegeben. Sie hatten am vergangenen Abend zu guter Letzt doch miteinander getanzt. Mehr als einmal. Das wusste sie noch. Einen Moment hatte das vertraute Gefühl seiner Arme um sich sie dazu verleitet, sich seiner Umarmung hinzugeben. Es war William gewesen, der nach einer Weile seinen Griff löste, ein paar Schritte zurücktrat und sich allein zum Rhythmus der Musik weiterbewegte.

Mit einem erschöpften Seufzen schloss sie die Augen.

Einige Zeit später hörte sie, wie Mrs Lal ihre Wohnung im Erdgeschoss verließ und mit laut schlappenden Slippers die Stufen zur Haustür hinunterging. Ihrem Elend zum Trotz lächelte Jess liebevoll. Manchmal rief die alte Dame kurz zu ihr hoch und fragte, ob sie ihr die Sonntagszeitung oder etwas Milch mitbringen solle, aber nicht heute. Vielleicht hatte sie gehört, wie William vergeblich an ihrer Tür klopfte, und den Schluss gezogen, Jess sei nicht zu Hause.

Mit steifen Beinen stand sie auf und schaute nach draußen. Mrs Lal ging langsam die Straße hinunter, sie hatte eine blaue Strickjacke über ihren Sari gezogen und die grauen Haare zu einem wirren Dutt gesteckt. Dann zögerte die alte Dame, ihre Schritte wurden langsamer, bis sie rasch die Straße überquerte. Jess fragte sich, was ihre Nachbarin wohl so ängstlich machte, dann sah sie sie: zwei schwarze Jugendliche, die sich vor dem vergitterten Eingang zum kleinen Park herumtrieben. Einen Moment beobachtete sie sie, und der Mund wurde ihr trocken. Einer der beiden war Ash, der andere sein älterer Bruder Zac. Sie starrten die arme Mrs Lal unverhohlen an und weideten sich an deren Unbehagen. Jess sah, dass Zac etwas rief, woraufhin Mrs Lal auf den Laden zuhastete. Vielleicht sollte sie, Jess, hinuntergehen und die beiden vertreiben? Was hatten sie überhaupt hier verloren? Die Jungen lebten in der Sozialsiedlung Constable Estate, die in entgegengesetzter Richtung lag, auf der anderen Seite der Schule. Und dann, als merkte Ash, dass Jess ihn beobachtete, trat er auf die Straße, wo sie ihn besser sehen konnte und von wo er vielleicht sogar sie ausmachen konnte, und verneigte sich theatralisch vor ihr. Zac lachte und tat, als wollte er Ash einen Tritt gegen den Kopf versetzen, Ash warf noch eine Kussband in Richtung ihres Hauses, dann drehten die beiden sich um und schlenderten unbekümmert auf die U-Bahn-Station und die geschäftige High Street zu.

Jess trat vom Fenster zurück. Er konnte sie unmöglich gesehen haben. Die Entfernung war viel zu groß. Außerdem wusste er nicht, wo sie wohnte. Nein, verbesserte sie sich, eigentlich durfte er nicht wissen, wo sie wohnte. Sie spürte, wie sich eisige Kälte in ihr ausbreitete. Er war es gewesen. Ash war es gewesen, und jetzt verhöhnte er sie. O mein Gott, was sollte sie bloß tun? Er gab ihr zu verstehen, was er getan hatte, und frohlockte in dem Wissen, dass sie ihm nichts würde nachweisen können. Forderte sie dreist heraus,

es zu versuchen. Deswegen verbeugte er sich vor ihr. Ihr Musterschüler. Sie hatte geglaubt, sie habe sein Vertrauen und seinen Respekt gewonnen, und so dankte er es ihr.

Am Montagmorgen rief sie Brian Barker an und kündigte gleich am Telefon. Sie sagte, sie sei krank und zu ausgepowert, um weiter zu unterrichten. Alle Versuche, sie umzustimmen, unterband sie, indem sie das Telefon leise stellte. Dann ging sie zu ihrer Ärztin, die bestätigte, dass ihr Erinnerungsverlust durchaus von einer Droge hervorgerufen worden sein konnte. Jess ließ sich die Pille danach geben. An einen AIDS-Test hatte sie nicht gedacht, ebenso wenig wie an die anderen Tests, auf die die Ärztin bestand. »Jess, wenn Sie nicht wissen, wer es war, dürfen Sie kein Risiko eingehen«, sagte sie sanft. »Die blauen Flecken, die Steifheit in den Muskeln – Sie waren eindeutig nicht aus freien Stücken Geschlechtspartnerin. Sie haben Recht, Sie sind vergewaltigt worden, und Sie sollten zur Polizei gehen.« Was das betraf, hatte Jess ihre Meinung allerdings nicht geändert. Sie verbrachte den Rest des Tages versunken in Depression und Selbstmitleid.

Kurz nach fünf Uhr klingelte es an der Tür. Dieses Mal machte sie auf. Draußen stand Daniel. Als er ihr weißes Gesicht sah, zögerte er kurz, dann trat er an ihr vorbei ins Wohnzimmer und setzte sich in den Sessel am Fenster.»Was höre ich da, du willst kündigen? Das kannst du nicht machen! Die Schule braucht dich. Ich brauche dich in meinem Fachbereich. Außerdem hast du ein Trimester Kündigungsfrist.«

»Ich habe Brian gesagt, dass ich krank bin«, sagte sie nach kurzem Schweigen.

»Und? Stimmt das?« Er musterte ihr Gesicht.

Sie zuckte mit den Schultern. »Nein. Doch. Ich habe meine Gründe, Daniel. Es tut mir leid, dass ich dich hängen lasse.« Trotzig hielt sie seinem Blick stand, bis sie schließlich doch wegschaute. Sie balancierte auf der Kante des Stuhls, der seinem Sessel gegenüberstand.

»Du bist die beste Literaturlehrerin, die ich habe. Du hast Wunder gewirkt, Jess. Du gehörst einfach zu unserem Team«, sagte er nachdenklich. »Kannst du mir nicht verraten, weshalb du gehen willst?« Er kniff die Augen zusammen und beobachtete sie genau.

»Es tut mir leid«, sagte sie kopfschüttelnd und schauderte trotz der warmen Luft, die zum offenen Fenster hereinwehte.

»Jetzt komm, ich will den Grund wissen. Was kann so schlimm sein? Hat es mit William zu tun? Ich habe gesehen, dass er dich gestern Abend bei der Disco belästigt hat.«

Sie zuckte nur wieder mit den Schultern.

»Jess?« Er beugte sich vor und legte ihr eine Hand aufs Knie.

Bei seiner Berührung zuckte sie zusammen, und stirnrunzelnd lehnte er sich wieder zurück. »Was ist denn los?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es ist William, stimmt's? Er hat etwas gemacht, das dich völlig aus der Bahn geworfen hat.« Er stand auf und ging vor ihr auf und ab. »Hat er dir wehgetan?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Sie konnte es ihm nicht sagen. Sie konnte niemandem sagen, was passiert war.

»Es ist William, stimmt's?«, wiederholte Dan. »Dem arroganten Schwein habe ich nie

über den Weg getraut!«

»Er hat nichts damit zu tun, Daniel.« Sie zerpfückte ein Papiertaschentuch.

»Ihr habt euch auf der Party doch gestritten, das habe ich mit eigenen Augen gesehen.«

»Nicht schlimm.«

»Für mich sah's ziemlich schlimm aus.« Nachdenklich kniff er die Augen zusammen, einen Moment herrschte Stille. »Wann habt ihr euch getrennt?«

»Das geht dich nichts an, Daniel. Ich will nicht darüber reden.«

»Er sah ziemlich sauer aus, als du nach der Disco nach Hause gegangen bist. Er hätte dir und Ashley folgen können.« Wieder herrschte Stille, die dieses Mal noch etwas länger währte. »Es war Ashley! Ashley hat etwas gemacht!«, sagte Daniel schließlich leise. »Der miese Schuft! Was ist passiert, Jess?«

»Nichts.« Sie ballte die Hände zur Faust. »Lass es gut sein, Daniel.«

In der Stille, die nun einsetzte, sah sie Ash vor sich, wie er am Gitter beim Eingang zum Park stand. Die Verneigung. Die Arroganz, mit der er zu ihrem Fenster hochschaute. Die Kusshand. Sie wollte das Bild aus ihrem Kopf verbannen, doch es gelang ihr nicht. Sie hatte mit ihm getanzt. Sie mochte ihn, sie hatte ihn gefördert. Vielleicht hatte sie falsche Hoffnungen in ihm geweckt. Sie seufzte bekümmert. Er war so begabt, würde ein herausragendes Abschlusszeugnis bekommen. Wenn sie ihn anzeigte, müsste er all seine Träume begraben. Die polizeilichen Ermittlungen würden für ihn das Ende bedeuten, selbst wenn sie sich irrte. Von dem Verdacht würde er sich nie mehr reinwaschen können.

»Dein Entschluss steht also fest.« Daniel gab es auf, sie weiter zu bedrängen. »Du willst wirklich an der Schule aufhören?« Er beobachtete sie so eindringlich, dass Jess den Eindruck bekam, er könnte ihre Gedanken lesen. Sie nickte.

Ein paar Sekunden sah er sie schweigend an. »Also gut. Ich regle alles mit Brian.« Offenbar war er zu dem Schluss gekommen, dass es sinnlos war, sie umstimmen zu wollen. »Mach dir keine Sorgen, du bekommst ein erstklassiges Arbeitszeugnis, dafür Sorge ich schon. Wenn du das willst. Du findest bestimmt eine gute Stelle an einer privaten Mädchenschule. Genau das Richtige für dich.« Er lachte schrill. Als Jess unvermittelt die Bitterkeit in seinem Ton bemerkte, verzog sie das Gesicht. »Nimm dir den Sommer frei, Jess«, fuhr er fort. »Vergiss alles, was dir so zu schaffen macht, und fang im Herbst neu an!« Er tätschelte ihr wieder das Knie. »Was immer es war, Jess, denk einfach nicht mehr dran. Denk lieber an die Zukunft.«

Kapitel 2

Stephanie Kendal saß an ihrer Werkbank und bemalte die kleinen Becher, die bis auf die Verzierungen fertig waren und gleich zum letzten Brand in den Ofen gestellt werden würden. Nach einem kurzen Blick zum Fenster runzelte sie die Stirn. Das Sonnenlicht war aus dem Garten verschwunden, lange Schatten wanderten über das Gras zum Atelier, in dem sie saß und Radio hörte. Sie stellte es aus. In der plötzlichen Stille konnte sie durch die offene Tür eine Drossel singen hören. Stephanie war zwar etwas kleiner, etwas fülliger und etwas älter als ihre Schwester Jessica, trotzdem bestand eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen ihnen. Das war das Vermächtnis ihrer Mutter Aurelia Kendal, und von der hatten sie auch ihre Liebe zur Literatur, ihre künstlerische Ader, ihren Charme und ihre Unangepasstheit geerbt. Als Gegenreaktion auf die Entscheidung ihrer Mutter, als Einsiedlerin in einem Häuschen in der Wildnis der Basses-Pyrénées zu leben, wenn sie nicht gerade in ihrer Eigenschaft als Reiseschriftstellerin und -journalistin durch die Welt streifte, hatte es ihre Töchter am Ende des Lehramtsstudiums nach London gezogen. Jess lebte immer noch dort, aber Steph war dem Ruf der Kindheit gefolgt, hatte der Großstadt den Rücken gekehrt und mit der Abfindung nach ihrer Scheidung dieses Traumhaus in Wales gekauft, ein kleines Bauernhaus in den Bergen, nicht weit von dem Ort, in dem ihre Mutter gelebt hatte, ehe sie die Waliser Berge gegen die französischen Pyrenäen eingetauscht hatte.

Mittlerweile war Steph sich nicht mehr so sicher, ob sie wirklich die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Sie legte den Pinsel aus der Hand und wischte sich die Finger an einem Lappen ab. Das Geräusch war so leise gewesen, dass sie es über die Radiomusik kaum wahrgenommen hatte. Ein kleines Klicken von der anderen Seite des Ateliers.

Sie betrachtete die Regale, auf denen die Töpferwaren standen, die Tüten mit Ton, die Behälter mit Lasur und Pigmenten, die auf dem Tisch vor der Wand standen. Die unebenen Steine des alten Kuhstalls waren weiß getüncht, die Rahmen der schmalen Fenster lackiert, die Deckenbalken hoch über sich gestrichen. Hier und da waren ansprechende Eisenhaken eingelassen, an denen Lampen hingen sowie ein Glasmobile, das leise in der Zugluft klimperte – das Geschenk eines ihrer vielen Verehrer. Da war es wieder: ein Klicken, gefolgt von einem Klappern. Da war wohl wieder einmal ein Vogel oder ein Tier durch die offene Tür hereingekommen und stöberte auf den Regalen umher. Lautlos schob Steph ihren Stuhl zurück und stand auf.

Mehrere Minuten suchte sie alles gründlich ab, ohne eine Quelle für das Geräusch zu entdecken, dafür fühlte sie sich zunehmend unbehaglich. Als wäre jemand oder etwas bei ihr und beobachtete sie. Sie glaubte, den Blick im Nacken förmlich spüren zu können.

»Ist da jemand?« Selbst in ihren eigenen Ohren klang ihre Stimme ängstlich.

Sie stellte sich in die Tür und sah nach draußen. Der Viehstall stand im rechten Winkel zum Haus mit den weiß getünchten Mauern und dem mit alten Waliser Schieferschindeln gedeckten Dach. Ein kleiner Neubau, der sogenannte Durchgang, verband das Haus mit der Küche. Die Tür im Viehstall führte direkt auf den L-förmigen Hof hinaus, wo ihr Auto

zwischen Tontöpfen voll Lavendel und Rosmarin geparkt stand. Steph seufzte. Als sie das alte Bauernhaus gekauft hatte, war seine abgeschiedene Lage einer der großen Vorzüge gewesen, und meist genoss sie die Stille immer noch sehr, zumal die Ruhe selten lange währte, da sich Freunde bisweilen die Klinke in die Hand gaben. Aber in letzter Zeit war ihr nicht mehr ganz behaglich, wenn sie im Haus allein war. Sie hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Als wäre jemand oder etwas mit ihr im Haus. Kein menschliches Wesen. Damit könnte sie umgehen, oder das glaubte sie zumindest. Nein, es war etwas weniger Greifbares. Etwas Düsteres. Und es waren auch nicht die Geräusche, obwohl sie feststellte, dass sie ständig lauschte und das Klicken und Klappern auch über das Radio hinweg hörte. Nein, es war etwas anderes.

Sie drehte sich zum Atelier um und erstarrte. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte sich hinten am Tisch ein Schatten bewegt. Sie blinzelte, und er war fort. Oder hatte nie existiert.

Draußen flog eine Krähe krächzend übers Tal, ihr Schatten fiel als dunkler Fleck auf die warmen Pflastersteine im Hof. Das hatte sie gesehen. Den Schatten eines Vogels. Erleichtert drehte sie sich wieder um, als in der Küche das Telefon klingelte.

»Steph, hier ist Kim.« Die muntere Stimme schien den Raum mit warmem Sonnenlicht zu füllen. »Hast du über meine Einladung nachgedacht? Komm doch nach Rom, Steph. Bitte. Du kannst hier arbeiten. Du kannst machen, wozu du Lust hast. Ich bin ganz allein in der Wohnung. Alle sind den Sommer über verreist, und ich fahre erst in ein paar Wochen an die Seen. Ich brauch dich hier!«

Steph warf einen unbehaglichen Blick über die Schulter zu der Tür, die ins Atelier führte. Als Kim sie das erste Mal eingeladen hatte, hatte sie gezögert. Rom im Sommer war unerträglich heiß und laut. Kim war nach knapp zehnjähriger Ehe mit ihrem wunderbaren, sie vergötternden älteren Mann als Witwe in einer wunderschönen Wohnung in einem Palazzo zurückgeblieben, dazu als Alleinerbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Sie konnte nicht so unglücklich sein, wie sie vorgab. Oder vielleicht doch? Außerdem war die Einladung zu verlockend, um ihr zu widerstehen. Was hatte sie, Steph, schon zu verlieren? Im höchsten Fall eine Wochenproduktion ihrer Keramik. Weniger, wenn sie und Kim sich nicht mehr so gut verstehen sollten wie früher am College. Eine halbe Stunde später hatte sie den Computer hochgefahren, um einen Flug zu buchen, und im Schrank nach ihrem Koffer gesucht.

Jess lächelte verständnisvoll, während ihre Schwester endlos weiterplapperte, bis sie schließlich eine Pause machte.

»Jess? Bist du noch dran? Freust du dich nicht für mich? Du weißt doch, dass Kim und ich in Kontakt geblieben sind, oder?«

»Super, Steph. Es ist bloß ...« Jess sah gequält drein. »Ich hatte dich fragen wollen, ob ich nicht eine Weile nach Ty Bran kommen kann. Ich habe die Nase voll von London und brauche dringend einen Tapetenwechsel. Einen Ort, wo mich niemand findet. Ich möchte in Ruhe ein bisschen malen. Und vielleicht mein Leben neu planen. Ich könnte ja etwas ganz anderes machen, mich zum Beispiel als Malerin durchschlagen.« Es war nicht nötig, Steph den wahren Grund zu erzählen und ihr den Tag zu verderben, nicht nötig, ihr das

Gefühl zu vermitteln, sie müsste ihren Urlaub in Rom absagen.

»Das ist ja toll!« Stephs Aufregung trübte ihre sonst gut entwickelte Fähigkeit, die Stimmung ihrer Schwester auszuloten. »Du bist hier jederzeit willkommen. Ich würde mich riesig freuen, wenn du dich ums Haus kümmern würdest. Die Topfpflanzen müssen gegossen werden. Es wäre ideal, wenn du kommst! Und hier kannst du in aller Ruhe und nach Herzenslust malen und nachdenken!«

Als Jess den Hörer auflegte, blieb sie kurz sitzen und starrte zum Fenster. War es richtig, nach Wales zu fahren? Immerhin ließ sie zu, dass jemand sie von der Schule vertrieb, an der sie so gern arbeitete, aus der Wohnung, an der sie hing, aus der Stadt, die sie zu lieben gelernt hatte, und gestattete diesem Jemand zu glauben, er würde ungeschoren davonkommen. Bislang war er ungeschoren davongekommen. Die Polizei würde nicht ermitteln. Er musste mit keinerlei Konsequenzen rechnen.

Die Sonne fiel durchs Fenster auf ihren blassgrünen gemusterten Teppich und hob noch die kleinsten Details im Muster hervor. Sie studierte den Effekt gerade, als sie hörte, wie die Haustür zuschlug und jemand die Treppe heraufkam. Sie hielt die Luft an. Langsam kamen die Schritte näher, sie waren regelmäßig, schwer, männlich. Jess schluckte, Schweiß bildete sich zwischen ihren Schulterblättern. Hatte sie die Wohnungstür abgeschlossen? Bestimmt. Unfähig, sich zu rühren, hielt sie die Augen auf den Türknauf gerichtet, hörte die Schritte durch ihre Wohnung hallen. Sie hatten den Treppenabsatz vor ihrer Tür erreicht und hielten inne. Einen Moment herrschte absolute Stille, dann ging der Mensch weiter in den nächsten Stock. Erst da wurde Jess bewusst, dass sie die ganze Zeit die Luft angehalten hatte und von Kopf bis Fuß zitterte. Sie lief zur Wohnungstür und überprüfte die Sicherheitskette. Sie war eingehängt, der Riegel war vorgeschoben, das Sicherheitsschloss eingerastet. Und da schlug ihre Angst abermals in Wut um. Das hatte er ihr angetan! Niemand, absolut niemand hatte das Recht, sie derart zu terrorisieren, ihr das Gefühl zu geben, verletzlich und bedroht zu sein, und das in ihrem eigenen Zuhause! Das war ungeheuerlich. Sie hasste den Mann, der ihr das angetan hatte, und sie hasste sich selbst dafür, dass sie zum Opfer geworden war. Sie wollte kein Opfer sein. Irgendwie musste sie ihr Selbstvertrauen zurückgewinnen.

Draußen ging es besser. Auf der lauten Straße unter vielen Menschen, in vollen Geschäften und an einem Cafétisch auf dem Bürgersteig mit einem Glas Latte macchiato vor sich fühlte sie sich sicher. Da konnte sie den Tauben zusehen, die furchtlos zwischen den Füßen der Passanten herumpickten und geschickt Kinderwagen und Fahrrädern auswichen. Über dem Pub auf der anderen Straßenseite hingen nach all den Monaten noch die weihnachtlichen Wimpel und Banner, vom Wind arg zerrupft. Zwei Essen zum Preis von einem. Heute Abend Fußball live.

Keine drei Meter vor ihr drängte sich eine Menschenmenge um die Ampel, nur ein Geländer bewahrte sie davor, in den Straßenverkehr geschoben zu werden. Die Ampel schaltete auf Grün um, die Menschen strömten auf die andere Seite, hinter ihnen sammelte sich die nächste Schar. Über Jess' Kopf flatterte in den belaubten Ästen ein zerfetzter silberner Ballon wie ein toter Vogel. Am Ende der Straße wirbelte der Verkehr wie bei einem endlosen Tanz in den kleinen Kreisverkehr. Jess trank ihren Kaffee. Der Lärm war unaufhörlich, ohrenbetäubend. Motoren, Musik, das Gurren der Tauben auf den

Fenstersimsen hoch über ihrem Kopf, das Reden und Lachen, das Schreien und Fluchen der Menschen, das Warngeräusch eines Lasters, der im Rückwärtsgang fuhr, alle paar Sekunden läuteten Handys, ihre unerbittlichen Klingeltöne bildeten eine vielstimmige Kakophonie vor stetig ansteigenden Stimmen.

Hier hatte sie sich immer sicher gefühlt, hatte sich heimisch gefühlt. Plötzlich konnte sie das alles nicht mehr ertragen. Sie sehnte sich nach Stille.

Methodisch begann sie zu packen, ging alle Unterlagen durch, verabschiedete sich von Kollegen und Freunden. Nur für den Sommer, erklärte sie. Ich möchte eine Weile allein sein, die Gelegenheit nutzen, ein bisschen zu malen. Sie sagte nicht, wohin sie fahren wollte. Es klang geheimnisvoll, vergnüglich, ungestört. Nicht für immer. Sie liebte die Wohnung, sie wollte sie nicht verkaufen. Sie brauchte nur Platz. Und einen Ort, an dem sie sich sicher fühlte. An dem er sie nicht finden konnte.

Als das Telefon in dem Moment klingelte, als sie zur Wohnungstür hereinkam, hob sie nichtsahnend ab, ging davon aus, dass es Jane sein würde, die Schulsekretärin, die ihr noch mehr bürokratischen Kram ankündigte, den sie erledigen musste. »Hallo?« Sie manövrierte gleichzeitig mit Hörer, Handtasche und Einkäufen, versuchte, ihre Sachen auf dem Tisch abzustellen, während die Wohnungstür hinter ihr noch sperrangelweit offen stand.

»Wie geht es dir, Jess? Bist du schon drüber weg?« Die Stimme war gedämpft, tief. Keine Stimme, die sie kannte.

»Wer ist dran?« Die Plastiktüten waren vom Tisch gefallen. Jess lief zur Wohnungstür und warf sie ins Schloss, hängte hektisch die Kette ein. »William, bist du das?« Er hatte zwei- oder dreimal angerufen, aber sie hatte sich geweigert, mit ihm zu reden.

Keine Antwort. Mehrere Sekunden blieb die Verbindung bestehen, sie ahnte den Anrufer am anderen Ende, spürte, wie er zuhörte, lauschte. Dann legte er auf.

Sie setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf auf die schweißnassen Hände und versuchte, sich zu beruhigen. Die Polizei. Sie sollte sofort die Polizei anrufen. Aber was würde sie ihnen sagen? Sie hatte beschlossen, niemandem von der Sache zu erzählen, und davon würde sie nicht abrücken. Abrupt setzte sie sich auf, griff mit zitternden Händen wieder nach dem Mobilteil und drückte die Taste für eingehende Anrufe. Nichts. Der Anrufer hatte seine Nummer unterdrückt.

Eine halbe Stunde später klingelte das Telefon wieder. Sie starrte es mehrere Sekunden an, ehe sie abhob.

»Jess, ich wollte nur hören, ob du von der Sekretärin alles bekommen hast.« Es war Daniel, er rief von der Schule aus an. Als sie nicht sofort antwortete, fragte er alarmiert. »Jess, was ist los? Was ist passiert?«

»Daniel, ich bekomme Anrufe. Wenn ich rangehe, ist niemand dran. Dieses Mal hat er gefragt, wie's mir geht. Dann hat er aufgelegt.«

»Hast du seine Stimme erkannt?«

»Nein.«

»Dann war's also nicht William?«

»Ich glaube nicht. Ich weiß es nicht. Du hast William doch nicht erzählt, wohin ich

fahre, Daniel, oder?« Daniel war der Einzige, dem sie Bescheid gesagt hatte; schließlich kannte er Steph genauso lange wie sie. Sie waren alle zusammen aufs College gegangen.

»Du hast mir das Versprechen abgenommen, es niemandem zu sagen.«

»Ich meinte es ernst.« Jess biss sich auf die Unterlippe.

»Wenn's nicht William war«, sagte er nachdenklich, »könnte es Ash gewesen sein.« Sie holte tief Luft. »Nein. Ja. Ich weiß nicht.«

»Ash ist ein Schauspieler. Er weiß, wie man die Stimme verstellt. Also gut, Jess, eigentlich dürfte er deine Telefonnummer nicht haben, aber die kann doch jeder herausfinden. Er hätte sie sich besorgen können, als er bei dir in der Wohnung war.« Er schwieg kurz. »Er war doch bei dir in der Wohnung, oder, Jess?« Als sie nicht reagierte, fuhr er fort: »Er könnte sie aber auch in Janes Büro nachgeschlagen haben. Natürlich dürfen die Schüler das Sekretariat eigentlich nicht betreten, aber sie tun es trotzdem.«

Jess nickte stumm.

»Soll ich zu dir kommen?«

»Nein. Daniel, mach dir keine Sorgen. Ich komm schon zurecht.«

»Du weißt, wo ich zu finden bin, wenn du mich brauchst. Wann fährst du?«

»In ein oder zwei Tagen. Sobald ich den ganzen Behördenkram erledigt habe.«

»Also gut. Pass auf dich auf. Ich ruf morgen wieder an, ja?«

Ihr Koffer lag offen auf dem Bett. Sie faltete gerade die letzten Kleidungsstücke zusammen, als wieder das Telefon klingelte. Einen Moment zögerte sie, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, dann nahm sie den Hörer ab. Niemand meldete sich.

»Hallo?« Sie zitterte. »Wer ist dran? Sagen Sie's mir! Ash, bist du das?« Sie bekam keine Antwort. »Hallo!« Sie schüttelte das Mobilteil. »Hallo? Wer ist dran?«

Vom anderen Ende der Leitung hörte sie ein leises Lachen. Eine männliche Stimme, tief. Anonym.

Mit einem ängstlichen Aufschrei legte sie den Hörer in die Ladestation. Dem Schwein machte das richtig Spaß. Aber die Befriedigung würde sie ihm nicht mehr lange geben. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Sie könnte noch heute Abend fahren. Jetzt sofort. Es gab nichts, das sie noch eine Sekunde länger hier hielt. Sie hatte sogar eine Mieterin gefunden, die ihre Wohnung eine Weile hüten würde. Und wenn sie jetzt fuhr, konnte sie noch einen Tag mit Steph verbringen, bevor ihre Schwester nach Rom flog. In Wales war sie gut aufgehoben. Niemand würde sie dort finden. Sie warf einen Blick auf ihr Handy. Sie konnte nur hoffen, dass derjenige ihre Mobilnummer nicht hatte. Das war ein weiterer Grund, warum sie William eigentlich eher ausschloss. Er hatte ihre Handynummer, er kannte Stephs Adresse – er war sogar ein paarmal in Ty Bran gewesen. Er wusste alles, was es über sie zu wissen gab. Er konnte nicht derjenige sein, der ihr so zusetzte. Wenn doch, dann war sie verloren. Er würde sich sofort zusammenreimen, wohin sie geflohen war.

Daniel war der schwache Punkt in ihrem Plan. Der Einzige, der wusste, wohin sie wirklich fuhr. Beim dritten Klingeln hob er ab.

»Daniel, wenn jemand dich fragt, dann sag doch, dass ich nach Italien fahre, um den Sommer mit Steph und Kim zu verbringen, ja?«

Als Daniel lachte, lächelte sie in sich hinein. Vielleicht stimmte es ja tatsächlich. Wenn

Kim nichts dagegen hatte, würde sie Steph vielleicht wirklich nach Rom folgen. Für alle Fälle sollte sie ihren Pass mitnehmen.

Sie schloss den Koffer und stellte ihn neben die Wohnungstür. Den Inhalt des Kühlschranks verstaute sie in einen Karton und eine Kühltasche, die auf ihrem Schreibtisch verstreuten Papiere steckte sie zusammen mit dem Laptop in eine Aktentasche; ihre zwei vernachlässigten Topfpflanzen stellte sie in einen weiteren Karton, in dem bereits ihre Malsachen und Skizzenbücher lagen, die sie aus Zeitmangel schon viel zu lange vernachlässigt hatte.

Vorsichtig öffnete sie die Wohnungstür und schaute ins Treppenhaus. Die Schlüssel hatte sie bereits bei Mrs Lal hinterlegt, die versprochen hatte, die Wohnung im Auge zu behalten, bis die Mieterin einzog. Ihr Auto stand zwei Straßen weiter. Jess griff sich die Schlüssel von der Arbeitsfläche und lief die Treppe hinunter nach draußen. Es war relativ früh am Abend, die Straßen waren noch in Sonnenlicht getaucht, Menschen machten sich von der Arbeit auf den Heimweg. Über das Rauschen des Verkehrs hörte Jess Musik, sie roch die rauchige Würze von garendem Fleisch aus dem Tandoori-Lokal in der Nähe der U-Bahn-Station.

Jemand, vermutlich Mrs Lal, hatte am Schloss die Sperre deaktiviert. Jess zögerte, schaute die Straße auf und ab und zog die Tür dann einfach zu, um die alte Dame nicht auszuschließen. Dann machte sie sich auf die Suche nach ihrem Auto, das am Park stand. Wie üblich war es völlig eingeparkt, das Dach mit Vogelkot verdreckt aus der Platane, unter der es stand. Nach einem umständlichen Manöver hatte sie den Wagen schließlich aus der Lücke bugsiert und fuhr zu ihrer Wohnung zurück, wo sie in zweiter Reihe parkte. Die Haustür war noch offen.

Stirnrunzelnd sah sie wieder die Straße hinauf. Sie konnte weder Mrs Lal noch sonst jemanden aus dem Haus entdecken. An der Ecke lungerten ein paar Jungen herum, drei Handwerker verstaute Leitern und Farbeimer in einen Transporter, beobachtet von zwei kichernden afrikanischen Mädchen in bunten Kleidern, hinter ihnen gingen zwei Frauen mit schwarzen Kopftüchern vorbei. Niemand trieb sich vor der Haustür herum, niemand, der das Haus betreten haben würde. Jess stieß die Tür auf und sah sich im Flur um. Nichts. Sie lief zu ihrer Wohnung hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend, und blieb auf dem Treppenabsatz im ersten Stock stehen, wo es eher düster war. Die Birne war wieder einmal durchgebrannt.

»Hallo?«, rief sie ängstlich. »Ist da jemand?«

Es kam keine Antwort.

Mit zitternden Händen holte sie den Schlüssel aus der Tasche, doch noch bevor sie ihn ins Schloss stecken konnte, schwang die Tür auf. Erschreckt schaute sie in die Wohnung. Ihr Gepäck und die Kartons standen noch genau dort, wo sie sie hingestellt hatte. In der Wohnung war es still, aber etwas hatte sich verändert. Jemand war da gewesen. Das spürte sie. Sie konnte es riechen. Sie schnupperte. Ein Aftershave. Und Schweiß.

»William?« Es war nicht der Duft, den er benutzte, aber er war der Einzige, der einen Schlüssel zu ihrer Wohnung hatte. Es sei denn, sie hatte die Tür nicht zugezogen. Aber das hatte sie. Ganz bestimmt. Oder doch nicht? »William, bist du da?«, fragte sie nervös und wappnete sich, die Flucht zu ergreifen.

Sie bekam keine Antwort.

Sie äugte ins Wohnzimmer. Auf dem Sofatisch lag ein großer Blumenstrauß.

Ihr Herz schien auszusetzen. Reglos starrte sie auf den Strauß.

»William?« Ihre Stimme zitterte.

Es war nichts zu hören. Trotz ihrer Angst spürte sie, dass die Wohnung leer war.

»William?« Auf Zehenspitzen schlich sie zur Schlafzimmertür. Auch da war niemand.

Das ordentlich gemachte Bett, die sauberen Oberflächen, die halb geschlossenen Vorhänge – alles war genau so, wie sie es zurückgelassen hatte. Sie machte kehrt und warf einen Blick in die Küche und ins Bad. Nirgends war jemand, niemand schien die Räume betreten zu haben. Soweit sie es sehen konnte, hatte niemand die Kartons berührt. Wer immer in den wenigen Minuten, in denen sie das Auto geholt hatte, hier gewesen war, war wieder fort. Sie schloss die Wohnungstür, atmete tief durch und nahm den Blumenstrauß in Augenschein. Zwischen den rosa und blauen Chrysanthemenblüten in der aufwendigen rosa Zellophanverpackung mit Schleifchen steckte ein Umschlag. Hastig zog sie ihn heraus und öffnete ihn.

Wir beide, die wir uns mit tausend Seufzern
Gewonnen, müssen ärmlich uns verkaufen
Für eines einz'gen abgebrochnen Hauch.
Der rohe Augenblick, mit Diebes Hast,
Zwängt ein den reichen Raub fast unbesehn.
So viel Lebewohl als Stern' am Himmel, jedes
Mit eig'nem Kuss und Abschiedswort besiegelt,
Rafft täppisch er zusammen in ein Wort,
Und speist uns ab mit einem dürft'gen Kuss,
Verbittert mit dem Salz verhaltner Tränen.

Vielen Dank für alles.

Ash

Darunter hatte er hastig hingekritzelt:

Deine Tür stand offen.

Schade, dass wir uns nicht mehr gesehen haben. A. xx

Ash war in ihrer Wohnung gewesen. Nicht William. Ash, der aus Troilus und Cressida zitierte. Er musste sie beobachtet und gewartet haben, bis sie das Haus verließ, um dann hereinzuschlüpfen. Schaudernd schloss sie die Augen.

In zehn Minuten hatte sie das Auto beladen, musste mit den vielen Kartons und Taschen mehrmals die Treppen hinunterlaufen, vergewisserte sich jedes Mal, dass er sich nicht noch auf dem Bürgersteig herumtrieb. Endlich hatte sie alles verstaut. Sie ging ein letztes Mal in die Wohnung, um zu sehen, ob sie auch nichts vergessen hatte. Nur die Blumen. Angewidert stopfte sie sie mitsamt der Karte in den Müll. Dann verließ sie die Wohnung, zog die Tür ins Schloss, drehte den Schlüssel zweimal um und ging zum Auto.

Dort ließ sie sich in den Fahrersitz fallen, knallte die Tür zu und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. »Jetzt ist alles gut. Er ist nicht hier. Er weiß nicht, wohin ich fahre. Jetzt kann mir nichts mehr passieren.« Sie flüsterte die Worte vor sich hin, während sie den Schlüssel ins Zündschloss steckte und den Motor anließ.